



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

Visitationsreise unserer Würdigen Mutter Generaloberin

(Fortsetzung)

Von Mutter M. Tertula

Am 14. März schlug für uns die Abschiedsstunde in dem hoch interessanten Zanzibar. Im abendlichen Dunkel schaukelte unser kleines Boot auf den rauschenden Wellen dahin und brachte uns in unser schwimmendes Haus, welches im Meer verankert lag. Von dem Bötchen aus ging die steile Schiffstreppe hinauf und dann hieß es, von unserer treuen Begleitung Abschied nehmen. Unheilverkündend verdunkelten schwere schwarze Wolken den Himmel, und bald zuckten die Blitze und rollte der Donner. Es war das erste schwere Gewitter, das wir während unserer langen Reise auf dem Meere erlebten. Unser Schiff legte in Daressalam an. Wir hatten mehrere Stunden Aufenthalt und waren sehr froh, den hochw. Vater Prokurator von den Vätern vom Heiligen Geiste zu treffen, der uns behilflich war, bei den behördlichen Stellen für unser Bisum für die Kongoreise. Dank seiner Güte konnten wir dann auch Unterkunft finden bei den Schweizer Schwestern, die uns recht liebevoll aufnahmen, bis wir wieder auf unser Schiff zurückkehren durften, das am 20. März in Beira landete. Ein pensionierter holländischer Kapitän, der mit uns das Schiff verließ, um in Rhodesia die weltberühmten Viktoria-Wasserfälle zu besuchen, half uns in uneigennütziger Weise in der Beförderung unseres Gepäcks und beim Zollamt und brachte uns mit einem Auto zu den Missionarinnen Mariens, wo unsere Schwestern jederzeit ein Heim finden, wenn sie nach Rhodesia reisen. — Am selben Abend konnten wir noch die Reise nach Rufapi antreten, wo uns die Provinzialoberin, Mutter Gaudioja, entgegenkam.

Der erste Besuch galt unseren Schwestern in Triashill, einer Missionsstation, die noch von unserm Vater Stifter gegründet wurde. Die Zahl der Christen beträgt bereits 4—5 000. Mehrere Außenstationen werden von Triashill noch betreut. Das große Missionsgebiet wurde vor zwei Jahren in zwei Vikariate geteilt, Bulawayo für die Mariannhiller Missionare und Salisbury für die Patres Jesuiten. Triashill hat ein praktisch eingerichtetes Hospital für die Eingeborenen. Die Schulen werden von 322 Kindern besucht, worunter noch 88 Heiden sich befinden. Auf der Station selbst wohnen 161 Kinder. Für die Mission ist es keine leichte Aufgabe, so viele Kinder zu ernähren und zu kleiden. Die Angehörigen bezahlen meistens nichts, die Regierungsbeihilfe ist nicht sonderlich groß und den heidnischen Angehörigen fehlt meistens das Verständnis für Schulbildung. Allmählich fängt der Manjika-Stamm, der hier ansässig ist, an, den Wert der Schule zu schätzen. Die Kinder lernen unsere Schulfächer, ferner Handarbeit, Acker-, Garten- und Obstbau. Holz-, Leder- und Metallarbeiten. Die Mädchen werden auch in der Haushaltung ausgebildet. Der Unterricht wird in der Shona-Sprache erteilt. Um als echte Missionschwester wirken zu können, müssen sie die verschiedenen Sprachen der Eingeborenen erlernen.

Der Manjika-Stamm ist arm. Schöne, geordnete Familienverhältnisse trifft man nur sehr selten. Die Kinder kommen meist nüchtern und sehr spärlich gekleidet zur Schule; sind aber fleißig und aufmerksam. Die Lage von Triashill, das 30 Meilen von der Bahnstation Rufapi liegt,

ist herrlich. Man nennt die umliegenden Berge die „Rhodesianische Schweiz“. Acht Meilen von Triashill entfernt liegt die Missionsstation St. Barbara, wo unsere Schwestern dieselbe Tätigkeit ausüben. Bei den Schwestern war natürlich ein Freudenfest während unseres Aufenthaltes. St. Barbara hat acht Außenschulen. Die Zahl der Christengemeinde ist 3126. Bei unserem Rundgang fanden wir mehrere Kinder beim Hacken im Reisfeld und sahen da, wie viele Arbeit und Mühe es braucht, bis der Reis in unserer Heimat im Topfe liegt. Auch hier trafen wir schon eingeborene Schwestern, welche den unsrigen behilflich sind. In Triashill sind auch noch Schwestern von der heiligsten Dreifaltigkeit, die treue Missionsdienste leisten. Auf die Heranbildung der Jugend wird eine sehr große Aufmerksamkeit verwandt. Die Festspiele zeigten aber auch von zäher Arbeit und großem Fortschritt.



Würdige Mutter, Schwesterngemeinde und eingeborene Schwestern von Riboscha
(Photo: Archiv)

Bei unserem Rundgang wurde uns auch ein Vorrat von 10 bis 12 Säcken getrockneter Heuschrecken gezeigt, die Leckerbissen der Kinder, zumal, wenn das Gemüse knapp wird. (Wir haben in unserm Blättchen schon öfters von Heuschrecken erzählt, und unsere Leser wissen bereits, welch flinke Hüpfker dieselben sind.) Daß der heilige Johannes in der Wüste von Heuschrecken und wildem Honig gelebt hat, ist unsern Schwarzen ganz selbstverständlich.

Bald mußten wir uns von diesem lustigen Völkchen und unsern lieben Schwestern wieder trennen; denn auf der Missionsstation St. Benedikt erwartete man uns. — St. Benedikt hat schöne Schulräume, ein praktisch eingerichtetes Schwesternhaus und eine stimmungsvolle Kirche. Eine geziemende Wohnung für den Missionar ist noch im Bau. — Von da ging es nach Monte-Cassino, das ebenfalls noch von unserm hochseligen Vater Stifter gegründet wurde. Die Station selbst liegt im Talkeßel, umgeben von den Bergen der Rhodesianischen Schweiz. Der Weg

zur Missionsstation führt durch den Macheke-Fluß. Die Schwestern haben 144 Kinder in der Schule, wovon sich 41 auf das Lehrerinnenexamen vorbereiten. Die gutgeschulte Jugend führte mit großer Gewandtheit und Geschicklichkeit das Drama auf: „Kreuz und Christentum.“ Im übrigen haben die Schwestern mit den armen Kranken und den Waisenkindern vollauf zu tun. Gerne wären wir in diesem trauten Heim noch geblieben, aber die Pflicht rief uns nach Salisbury, wo wir bei den ehrwürdigen Dominikanerinnen recht liebevoll aufgenommen wurden. Der hochwürdigste Herr Bischof, mit dem wir manches zu besprechen hatten, ließ uns nach Mondovo auf die Missionsstation St. Michael bringen. Diese ist auf einem Hügel gebaut, liegt 60 Meilen von Salisbury entfernt und ist von einer ziemlich hohen Gebirgskette umgeben. Die Gegend ist stellenweise fruchtbar, hat aber wenig Wald, was von dem gedankenlosen Abhacken der Bäume von seiten der Eingeborenen herrührt. Zwei Schwestern und ein schwarzer Lehrer unterrichten die Kinder in verschiedenen Fächern. Hier wird besonderes Gewicht auf die Erlernung des Gartenbaues und der Landwirtschaft gelegt, weil die Eingeborenen es nicht verstehen, den Boden fruchtbar zu machen. Die Leute sind meistens im Heidentum verstrickt und auch vielfach durch verschiedene Sekten irreführt, was die Missionsarbeit sehr erschwert.

Wir kehrten wieder nach Salisbury zurück, besuchten in Begleitung des hochwürdigsten Herrn Bischofs selbst das dortige Priesterseminar und zwei andere Missionsstationen von den Dominikanerinnen. Am Abend fuhren wir noch nach Bulawayo, wo wir am 9. morgens gegen 7 Uhr ankamen. Dort besuchten wir den hochwürdigsten Herrn Bischof Arnos und fuhren dann zum Provinzialhaus, welches vier Meilen außerhalb der Stadt liegt. Wir hielten uns aber nur einige Stunden auf, um noch die Missionsstation Empandendi zu erreichen. Es standen nämlich die Kartage vor der Türe und wir wollten doch die stillen Tage im Provinzialhaus zubringen. Der Weg nach Empandendi führte durch eine einsame Steppe, wo nur Gras und Gestrüpp wächst. Die Wiedersehensfreude war natürlich wie immer sehr groß. Wir bewunderten hier die Zucht und Ordnung, die bei der Jugend gehandhabt wird. 365 Kinder werden hier von fünf Schwestern und einer weltlichen Lehrerin unterrichtet. Auf dieser Station ist auch ein Krankenhaus, wie wir es selten in afrikanischen Verhältnissen finden.

Die Einwohner gehören zum Matebele-Stamm. Die Umgangssprache ist Sindebele, ein Dialekt von Zulu. Wir trafen auch einen guten alten Mann von 106 Jahren. Er soll ein Bruder vom letzten Matebele-König sein. Dieser hieß Lobengula. Dessen Vater Mzilikazi, war als junger Mann ein Minister im Heere von Chaka, des blutigen Zulukönigs. Dieser schickte den Mzilikazi eines Tages fort, um einen anderen Stamm zu unterjochen. Mzilikazi tat es; aber anstatt dem Chaka die ganze Beute zu bringen, brachte er ihm nur die Hälfte und floh mit dem übrigen nach Norden und mit ihm die Hälfte der Zulunation. Sobald Chaka davon hörte, setzte er mit seiner Armee dem Mzilikazi nach bis zu dem Platz, wo jetzt das kleine Städtchen, „Heidelberg“ genannt, im Süden von Transvaal ist. Dann kehrte Chakas Armee heim, Mzilikazi aber zog mit seinem Anhang immer mehr nach Norden, bis er nach Bulawayo kam. Der Baum, unter welchem Mzilikazi Gericht hielt, „Indaba-Tree“, steht heute noch in der Nähe von Bulawayo, Bulala heißt in der Zulusprache „töten“, Bulawa — getötet werden. Die Stadt

Bulawano erhielt ihren Namen von den vielen Opfern, welche die Willkür des Mzilikazi und Lobenhula forderte.

Von Empandeni nach Bulawano zurückgekehrt, brachten wir die stillen Kartage im Provinzialhaus zu, um beim Allerheiligsten den Segen für die Provinzen und die ganze Mission zu erbitten. — Nach den Osterfeiertagen besuchten wir noch die einige Stunden weit entfernte Missionsstation St. Josef. Die Häuptlinge sind sehr darauf bedacht, daß die Kinder zur Schule kommen, obwohl kein Schulzwang besteht, was für die Schwestern und Missionare eine große Erleichterung ist. Die Leute wohnen hier nicht vereinzelt, wie vielerorts, sondern in kleinen Dörfschen zusammen. Dadurch haben sie mehr Schutz gegen Leoparden, Hyänen und andere wilde Tiere, die sich hier noch aufhalten. Eine Frau ging kürzlich zwei Tage weit, um Deckgras für ihre Hütte zu holen. Sie nahm ihr Kind mit. Bei der Arbeit setzte sie es ins Gras, und nach kurzer Zeit entriß ein Löwe der armen, trostlosen Mutter das Kind.

In der Gegend der St.-Josefs-Mission pflanzen die Eingeborenen Umabelé und Munga, eine Art Kaffernkorn. In der Nähe des Städtchens Matopo sind große Tabakpflanzungen. Die Gegend ist fruchtbarer, weil es öfters regnet. Eine eigne Naturerscheinung sind hier enorme Steinblöcke, verschiedenartig aufeinandergeschichtet. Wir mußten ungefähr durch 30 Flußbette, die oft recht tief waren, so daß wir uns schon mit einer Schaufel versehen haben, für den Fall, daß unser Fahrzeug im Flußsand steckenblieb. Hier gibt es auch mehrere Goldbergwerke. Man sagt sogar, daß Salomon sein Gold in Rhodesia geholt hätte.

Nun mußte noch die jüngste und weitentlegenste Station von unserer Rhodesianischen Provinz besucht werden. Gegen 4 Uhr morgens hatten wir die heilige Messe und brachen dann auf nach St. Mary. Da der ehrwürdige Bruder, welcher das Auto lenkte, bemerkte, daß der Ölbehälter tropfte, mußten wir wieder den Rückweg antreten. Unsere Schwestern glaubten uns schon in weiter Ferne. Da der Bahnzug nach Wanki, der Bahnstation von St. Mary, gegen 6 Uhr abging, wählten wir diesen Weg und kamen nachts um 2 Uhr in Wanki an. St. Mary liegt 9 Meilen davon entfernt. Hier ist das größte Kohlenbergwerk. Es soll noch einen Kohlenchatz bergen, der ganz Afrika noch etwa 1000 Jahre versorgen kann. Das Kirchlein ist arm; es ist aber eine würdigere Wohnstätte für den Heiland in Vorbereitung. Möge der Herr des Himmels und der Erde diese junge Station segnen, damit sie grüne, blühe und gedeihe. — Am 27. April, abends gegen 6 Uhr, bestiegen wir in Wanki den Zug, der uns nach Elisabethville bringen sollte, und damit hatten wir unsere Kongoreise angetreten.

Um 8.30 Uhr abends blieb unser Zug auf einer breiten, hellerleuchteten Brücke stehen. Erstaunt nahmen wir das gewaltige Rauschen und das hochausspritzende Wasser des Zambesi-Stromes wahr. Mehrere der Passagiere stiegen zum Fenster hinaus, um in der abendlichen Dunkelheit etwas mehr von dieser herrlichen Naturschönheit sehen zu können. Der Zug hatte eigens haltgemacht, damit die Reisenden sich an diesem einzigartigen Naturschauspiel erfreuen konnten. Die Viktoria-Fälle sind ein Kilometer lang. Mehrere Minuten, bevor unser Zug in die Nähe kam, bemerkten wir bereits feine, regenartige Wassertropfen an den Fensterscheiben. Gott ist groß in der Natur! — Nach einer Eisenbahnfahrt von zwei Tagen und zwei Nächten erreichten wir Elisabeth-

villle. Dort hatten wir einen Tag Aufenthalt. Wir waren besorgt, wo wir in dieser ganz fremden Stadt eine Unterkunft finden würden; doch der liebe Gott hat wieder gesorgt. Ein Herr vom Reisebüro brachte uns in ein Schwesternkloster, wo wir sehr liebenswürdig aufgenommen wurden. Es war 7 Uhr morgens und wir konnten noch zur heiligen Kommunion gehen. — Die Schwestern der christlichen Liebe taten alles, um uns den Aufenthalt bei ihnen so angenehm wie möglich zu machen. Am Vorabend des Namenstages unserer Würdigen Mutter bestiegen wir den Zug, um unsere Reise fortzusetzen. Das war ein kahler Namenstag im Eisenbahnzug. Keine heilige Messe, keine heilige Kommunion. Als Reisegäste die Ameisen, die unser Frühstück mitverzehren wollten. Sie waren so unbescheiden, daß wir den Kuchen, den unsere lieben Schwestern von Bulawayo mit Liebe und Sorgfalt eingepackt hatten, den Ameisen opfern mußten. Da kein Speisewagen im Zug war, bestand unser ganzer Festtagschmaus in Obst und Sodawasser, Zwieback und Würst. Es war ein wahrer Opfertag für die Rettung der armen Heiden. Am 2. Mai, abends gegen 9 Uhr, kamen wir in Luluabourg an. Es war für uns die letzte Bahnstation. Wir übernachteten im nahegelegenen Bahnhofhotel. Nach unserem Reiseplan sollte die Reise am anderen Morgen um 5 Uhr mit dem Flugzeug weitergehen, bis Leopoldville.

Nachts tobte ein fürchterliches Gewitter. Schwere Regengüsse prasselten auf das Wellblechdach mit so großem Getöse, daß an einen Schlaf nicht mehr zu denken war, und dann der Gedanke an das Flugzeug. Wir wären ja so froh gewesen, wenn wir die Luftfahrt hinter uns gehabt hätten. Wir standen um 4 Uhr auf, um uns auf die gefährliche Luftfahrt vorzubereiten; aber im Hotel blieb alles still. Erst um 8 Uhr konnte der Flieger den nahegelegenen Flugplatz verlassen. Unsere Mitreisenden waren sieben Erwachsene und drei Kinder. In majestätischem Flug erhob sich das Fahrzeug über die kleinen weißen, leichten Wölkchen, die den Morgenhimmel bedeckten. Wir schauten nieder auf die friedlich ruhende Erde. Weder Menschen noch Tiere waren zu sehen. Lange Strecken flogen wir über undurchdringliche Urwälder. Die Baumkronen bildeten gleichsam einen grünen Teppich in verschiedenen Farben. Zweimal ging das Flugzeug nieder, gab die Post ab, nahm neue Post mit und wurde mit Benzin versorgt. Gegen 2.45 Uhr kamen wir in Leopoldville an, wo graue Wolken den Himmel bedeckten. „Gott sei Dank“ kam es aus tief-dankbaren Herzen, „der erste Fliegetag ist vorbei!“ Es war der 3. Mai, der Tag der Auffindung des heiligen Kreuzes. Ein bereitstehendes Auto von der Fluggesellschaft brachte uns in ein Schwesternkloster. Kaum waren wir da geborgen, als ein heftiges Gewitter losbrach. Wie froh waren wir, jetzt nicht im Flugzeug zu sitzen. Nun hieß es vier Tage auf weiteren Anschluß warten! Die ehrwürdigen Schwestern, „Missionarinnen Mariens“, boten uns liebevolle Gastherberge an. Unangenehm überraschte uns die Nachricht, daß wir unsere Reise am 7. Mai nicht von Leopoldville, sondern von Brazzaville aus, das am andern Ufer des mächtigen Kongostromes liegt, fortsetzen mußten. Mit einem Benzinbötchen fuhren wir über den Kongofluß. Die guten Schwestern hatten uns einen schwarzen Jungen als Begleiter mitgegeben, der uns in allem behilflich war. Dann fuhren wir zum Büro der Fluggesellschaft, da wir kein französisches Visum hatten und Brazzaville schon in französischem Gebiet ist. Aber man ließ uns höflicherweise ganz ruhig weitergehen. Auch im belgischen Gebiet hat man uns weder

nach Paß noch Wisum gefragt. Die Frau eines Angestellten bei der Gesellschaft besorgte uns in liebevoller Weise bei den Schwestern eine Nachtherberge, holte uns am andern Morgen wieder ab und brachte uns per Auto wieder zum Flugplatz. Bei den Schwestern trafen wir einige Elsässerinnen, mit denen wir in deutscher Sprache verkehren konnten.

(Fortsetzung folgt)



Unsere Zwölfe benutzten die Reisepause in Capstadt die Kirchen zu besuchen
Im Hintergrund der berühmte Tafelberg. (Photo: Archiv)

Unsere ersten Tage in Afrika

Unser Schiff, die schöne deutsche Pretoria, war im Begriff, im Hafen von Durban, dem Endziel unserer dreiwöchigen Seereise, die Anker zu werfen. Wir zwölf Missionarinnen standen auf Deck und beobachteten die Einfahrt: das fleißige Händeregen der Matrosen unter frohen Klängen der Musik. Am Kay standen die Besucher, welche lieben Bekannten ihr Willkommen boten; wir selbst entdeckten schon von weitem unter der Menschenmenge unsere lieben Mitschwestern. Fünf derselben holten uns ab und brachten uns in die neue Heimat. Auch sie waren Schülerinnen in Neuenbeken gewesen, und nun durften wir sie bereits als Arbeiterinnen im Weinberg des Herrn be-